



62. Jahrgang

Nr. 247

Dezember 2020

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de



Ein frohes und gesegnetes
Weihnachtsfest
wünschen
Ihnen und Ihren Familien
die
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE

Hannelore Suntheim
1. Vorsitzende



LANDSMANNSCHAFT
SCHLESILIEN
Nieder- und
Oberschlesien e.V.

Schlesische Nachrichten

Zeitschrift für Schlesien

Herausgeber: Landmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien
Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter, Tel. (0 22 44) 92 59-0, Fax (0 22 44) 92 59-290



**Schlesien bleibt unser Auftrag
Unsere Heimat heißt Schlesien
Wir lieben Schlesien
Wir halten Schlesien die Treue
Wir bekennen uns zu Schlesien
Schlesien lebt und muß überleben**

Ganz Schlesien, von Görlitz bis Kattowitz, ist Inhalt dieser Zeitung. Wir informieren über Schlesien gestern und heute, wir diskutieren über die Zukunft Schlesiens. Wir berichten über unsere Landsleute in der Heimat und das deutsch-polnische Verhältnis. Unsere Landsleute in Mitteldeutschland können zum ersten Male seit über 30 Jahren mitreden und mithandeln. Geschichte und Kultur, landmannschaftliche Aktivitäten und die Tagespolitik, aber auch die Ansprache des unverwechselbaren schlesischen Gemüts sind Inhalt des offiziellen Organs der Landmannschaft Schlesien – Nieder- und Oberschlesien -.

Jedes Abonnement der **Schlesischen Nachrichten** (erscheinen einmal im Monat) erhöht die Auflage. Auch Patenschaftsabonnements für unsere Landsleute in Mitteldeutschland und in der Heimat sind willkommen und dringend geboten.

Darum die „SCHLESISCHEN NACHRICHTEN“
Darum die ZEITSCHRIFT FÜR SCHLESILIEN

Es gibt keine bessere **Zeitschrift für Schlesien**.

Schlesische Nachrichten

Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter (Heisterbacherrott) Tel. 02244 / 9259 – 0 Fax: -290
nachrichten@schlesien-Lm.de

Hiermit bestelle ich ab _____ (Monat/Jahr)

___ Abonnement(s) der **Schlesischen Nachrichten** (+ rückwirkende Ausgaben Nr. _____)

Lieferbedingungen: Jahresbezugszeit ist das Kalenderjahr. Jährlicher Bezugspreis 49,- €, Einzelpreis 4,50 €. Zahlung nur nach Rechnungserteilung. Abonnementskündigung nur bis zum 30. Nov. eines laufenden Jahres für das kommende Jahr sowie im Falle von Preiserhöhungen möglich.

Name: _____

Anschrift: _____

E-Mail _____

Tel.: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Dieser Abonnementsauftrag kann innerhalb von 14 Tagen ab Bestellung schriftlich an obige Anschrift widerrufen werden. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Unterschrift des neuen Abonnenten

Wir empfehlen den Bezug der Schlesischen Nachrichten sehr!

Bestellschein

Vorstand der Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12

53125 Bonn

Hiermit bestelle ich gegen Rechnung

_____ Exemplar(e) des Bandes **DAS REICHTHALER LÄNDCHEN**
(100 Seiten) von Ursula Lange
zum Preis von 3,00 EURO zuzüglich Versandkosten

Name, Vorname: _____

Straße, Hausnummer: _____

PLZ, Wohnort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Beitrittserklärung

Name: _____ geborene: _____

Vorname: _____ Beruf: _____

geboren am: _____ Geburtsort: _____

letzte Heimatanschrift: _____
(in Kreis oder Stadt Namslau)

jetzige Anschrift: _____
(PLZ) (Ort) (Straße/Hausnummer)

erklärt hiermit seinen/hren Beitritt zum Verein Namslauer Heimmattreunde e. V.
vom _____ ab und wird einen Jahresbeitrag (mindestens 7,50 EURO)
von EURO _____ auf das folgende Vereinskonto einzahlen:

Kreissparkasse Euskirchen - IBAN = DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS

_____ (Ort und Datum) _____ (Unterschrift)

Inhaltsverzeichnis

Werbung für die Schlesischen Nachrichten	01
Bestellschein, Beitrittserklärung	02 – 03
Inhaltsverzeichnis	04
Grußwort des neuen Landrats	05 – 06
Neujahr	07
Landrat Günter Rosenke im Ruhestand	07 – 09
Lieber Sankt Andreas	09 – 11
Altschlesische Volksbräuche	11 – 14
Namslau – unsere unvergessene Heimat	14 – 16
Die Jungfrau und der Bär	16 – 18
Dar Tracha	18 – 19
Die Spieluhr	19 – 20
Gehören Tugenden zum alten Eisen?	21 – 23
Tiere in der Welt des Volksglaubens	23 – 27

Fahrt in den Kreis Namslau	27 – 31
Der schlaue Franzel	32
Die Oberschlesischen Schrotholzkirchen	33 – 43
Mitgliedsbeitrag 2021	44
Familiennachrichten	45 – 55

Grußwort

Liebe Namslauer Heimatfreunde,

oftmals erkennen die Menschen erst was Heimat bedeutet, wenn sie ihre Heimat verloren haben. Wenn das vertraute Umfeld nicht mehr da ist und sie das Neue ständig am Alten messen. Die Vertriebenen und ihre Nachkommen fühlen sich in ganz Deutschland ihrer alten Heimat verbunden, verbunden im Schicksal von Flucht und Vertreibung, aber Sie erinnern mit den Namslauern Heimatfreunden auch daran, wie sie dieses Schicksal gemeistert und eine neue Heimat gefunden haben.



Gerne möchte ich als Landrat des Kreises Euskirchen meine Möglichkeiten dazu einbringen an die Erlebnisse der Vergangenheit zu erinnern. Denn auch in unserer Gegenwart ist das Unrecht von Flucht und Vertreibung allgegenwärtig. Es gilt daher den Blick nach vorn zu richten, die Herausforderungen unserer Zeit anzunehmen und ein auf von Solidarität und Mitmenschlichkeit geprägtes Zusammenleben hinzuwirken.

In diesen unwirklichen Zeiten der Corona-Pandemie ist es aktuell leider nur eingeschränkt möglich, persönlichen Kontakt zur Familie, zu Freunden und Bekannten zu pflegen. Vor allem in der von uns geliebten Weihnachtszeit – eine Zeit der Besinnlichkeit - trübt uns dieser Umstand sehr. Die ursprüngliche Weihnachtsbotschaft ist eine ermutigende und von Hoffnung inspirierte Geschichte. So lassen Sie uns in dieser Zeit der Krise zusammenhalten. Lassen Sie uns gemeinsam die Pandemie überwinden, damit wir hoffentlich schon bald wieder zusammenkommen können.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest, einen guten Rutsch ins neue Jahr und alles Gute für 2021. Aber vor allem, bleiben Sie gesund!

Ihr



Markus Ramers, Landrat des Kreises Euskirchen

Neujahr

Die Uhr verklingt und das Jahr verklang,
ein neues steigt über der Berge Hang
in Nebel und Nacht.

Die Menschen schauen ins Finstre hinaus,
der Sturmwind fährt ums schlesische Haus,
und nur ein Sternlein wacht.

Du neues Jahr, bringst du Sorge und Brot,
bringst du dürre Zeit oder Wassersnot,
bringst du Lust oder Qual?

Die Finsternis schweigt. Nur der goldene Stern
wie ein Auge voll Liebe schaut aus der Fern'
ins schlesische Tal.

Paul Keller

Landrat Günter Rosenke im Ruhestand

Der Landrat unseres Patenkreises Euskirchen kandidierte nicht mehr zur Kommunalwahl im September 2020 und trat damit in den Ruhestand. Seit 1994 war er als Repräsentant unseres Patenkreises unser „Patenonkel“. Ihm ist es zu verdanken, dass die Patenschaft in den 26 Jahren gepflegt und gefestigt wurde. Wir haben ihm für seine vorbildliche Patenschaft mit dem nachstehenden Schreiben gedankt:

„Sehr geehrter Herr Landrat, lieber Herr Rosenke,
nach 26-jähriger Tätigkeit als Landrat des Kreises Euskirchen treten Sie nunmehr in den wohlverdienten Ruhestand.

Als Repräsentant des Kreises Euskirchen haben Sie uns Namslauer in dieser langen Zeit im Rahmen der Patenschaft des Kreises Euskirchen über den schlesischen Kreis Namslau in lobenswerter Weise betreut, stets ein offenes Ohr für unsere Anliegen gehabt und sich so als vorbildlicher „Patenonkel“ gezeigt.

Erinnert sei nur an die großzügige Unterstützung unserer Großen Heimattreffen alle zwei Jahre zu Pfingsten in Euskirchen, an die Ausstellungen „50 Jahre Vertreibung – 40 Jahre Patenschaft“, „750 Jahre Namslau“ und „Besuche in der Heimat – Hilfen für die Heimat“ im Kreishaus, durch die einer größeren Öffentlichkeit unsere Heimat und das Patenschaftsverhältnis näher gebracht wurden, sowie Ihren großen Einsatz für die Neubelebung der Jugendpartnerschaft zwischen Euskirchen und Namslau im Jahre 2017. Unvergessen bleibt Ihr Besuch in unserer Heimatstadt Namslau im Jahre 2013.

Wenn auch unsere Aktivitäten im Kreis Euskirchen in den letzten Jahren altersbedingt nachgelassen haben, so konnten wir bis heute auf Sie zählen.

Für all dies danken wir Ihnen auf diesem Wege ganz ganz herzlich. Das Thema „Patenschaft“ wird in unserem Kreis stets mit dem Namen „Günter Rosenke“ dankbar verbunden bleiben.

Wir wünschen Ihnen einen erfüllten Ruhestand, Gesundheit, Glück und Gottes Segen auf dem weiteren Lebensweg.“

Neue Landrat: Markus Ramers

Als Nachfolger von Herrn Rosenke im Amt des Landrats wurde Herr Markus Ramers gewählt. Herr Ramers war bisher schon Stellvertreter von Herrn Rosenke. Wir haben ihm zur Wahl herzlich gratuliert und ihm Glück und Erfolg in seinem neuen Amt gewünscht. Sein Grußwort zum Jahreswechsel finden Sie auf den Seiten 5 und 6 dieser Ausgabe.

Lieber Sankt Andreas Vorweihnachtliches Brauchtum in Schlesien

In Schlesien begann früher mit dem 30. November, dem Andreastag, eigentlich schon die Vorweihnachtszeit. Aber der Tag verging im Alltagsbetriebe wie jeder Werktag auch. Nur die Mutter hatte mehr vorzubereiten für den Abend, den Andreasabend, auf den sich nicht nur die Jugend freute, weil ihm das Geheimnis uralter Weisheitsbräuche anhaftete. Warum man den heiligen Andreas mit Zukunftsdeutungen und Orakelsprüchen zusammenbrachte, wer weiß das noch heute? Doch wenn sich die Familie am Andreasabend im Wohnzimmer nach dem Abendessen um den Tisch versammelte, dann wussten die Kinder, dass sie beim Wachs- und Bleigießen ihrer Phantasie weitesten Spielraum lassen durften. Das erste Gebäck, dessen

Duft tagsüber aus Mutters Küche gedrungen war, deutete schon recht auf Advent, und der erste Hauch vorweihnachtlicher Erwartungsfreunde war den Kindern an diesem Abend spürbar. Für die jungen Mädchen jedoch hatte der Andreasabend schon eine tiefere Bedeutung. Sie legten, wie auch die bald erwachsenen Burschen, in die Figuren aus Blei oder Wachs, die sich im Wasserbade gebildet hatte, einen anderen Sinn als die Kinder. Da stahl sich manches Schlesiermädchen heimlich aus dem Familienkreise, huschte in den Holzstall, wo sie im Dunkeln ein paar dort aufgestapelte Brennholzscheite in die Arme nahm, und eilte ins Haus zurück. Hatte sie eine gerade Zahl Holzscheite ergriffen, so durfte sie hoffen, im nächsten Jahre den Brautkranz zu flechten. Andere der heiratslustigen jungen Schlesierinnen legten die Holzstücke paarweise zusammen, so wie man die Paare zum Hochzeitszug aufstellt. Hatten die letzten beiden Stücke keine Äste, sollte der zukünftige Bräutigam ein Junggeselle sein, zeigte das Holz seine astigen Knoten, würde sich ein Witwer um die Hand der Schönen bewerben. Wie zur Osterzeit wurden am Andreasabend auch das Geflügelorakel befragt. Die jungen Leute lauschten in den Hühnerstall hinein, denn: „Gackert der Hoahn, do krieg ich an Moan; gackert de Henn“, do krieg ich kenn.“ Es ist bezeichnend, dass am Andreasabend auch viele dieser Schicksalsbefragungen unter freiem Himmel stattfanden. Das Rauschen des Waldes, das Glitzern der Sterne, der Wind und die Laute in der Natur gaben dann die Antwort etwa jenem Mädchen, das am Grenzrain des Anwesens in die kühle, dünstige Nacht hineinsprach:

„Lieber St. Andreas, gib mir zu erkennen,
wem ich mich soll nennen,
gib mir zu verstehen,
mit wem ich soll zur Traue gehen.“

Auch war es schon ein schöner, ja ein liebenswürdiger Brauch, wenn die schlesischen Mädchen am Andreasabend einen Zweig mit vielen Augen vom Kirschbaum brachen und ihn in der Stube ins Wasser stellten. Blühte er zum Weihnachtsfeste mit zarten Wunderblüten, dann winkte das Glück, dann erfüllte sich alles Hoffen, das dieser Zeit vor Jahreswende den eigentlichen Inhalt gab.

aus: „Volkskalender für Schlesier 1976“

Altschlesische Volksbräuche

Festverwurzelt war bei den Schlesiern der Volksglaube, der in vielfachen Sitten und Bräuchen bis in die Neuzeit hinein vor allem auf dem flachen Lande und in den Gebirgsdörfern zutage trat. Auch unter scheinbar wunderlichen Vorstellungen und Bräuchen barg sich nicht selten eine eigentümliche Beziehung, die schon an sich ihren Reiz, als Äußerung heimischer Volksart der Schlesier, aber noch heute ein besonderes Interesse hat.

Weitverbreitet war der Glaube an den Wassermann, an den Feuermann, an die Roggenmuhme, das Kornweib, an die „Puschweibla“ im Walde und an die „Kewesmännel“ in den Bergen.

In der Görlitzer Gegend ließ man Wöchnerinnen nach Sonnenuntergang nicht ohne Begleitung einer anderen Person aus dem Hause gehen, da ihr sonst durch ein „graues Männel“ ein Unglück angetan werden könnte. In den Wochen nach ihrem ersten Kirchengang durfte eine Wöchnerin nach lausitzischem Glauben um 12

Uhr mittags nicht mehr bei der Feldarbeit sein, sie musste dann daheim an der Wiege des Kindes ein Vaterunser beten. Sonst würde, so meinte man, das Mittagsgespent, die „weiße Frau“ zu der Mutter treten und sie mit „vielen Fragen belästigen“. Wenn die Mutter nur eine Frage unbeantwortet lasse, werde sie oder das Kind mit Krankheit geschlagen.

In der Umgebung von Brieg vermied man es, mit dem Finger nach Sonne, Mond oder Sternen zu zeigen; denn der gen Himmel weisende Finger steche „die Englein tot“. Das war Mahnung zu stiller Andacht in der heimischen Natur. Das Wasser galt als etwas Heilsames, man durfte keinesfalls hineinspeien.

Im ganzen schlesischen Lande war zu alter Zeit als Frühjahrsbrauch das Darbringen eines Körneropfers beim Säen weit verbreitet. In der Gegend von Oels nahm der Sämann drei Körner in den Mund und umkreiste in tiefem Schweigen dreimal das Ackerfeld, um die drei Körner schließlich zu vergraben; in Glatz warfen die Knechte drei Hände voll Saatgut an den Wegesrand, lüfteten die Kopfbedeckung mit einem frommen „Gesegen es Gott“ und ließen später seine Ecke des Ackers ungeerntet: das war für die Armen gedacht, weit verbreitet war auch der Schutz eines Grundstücks durch feierlichen Umgang an kirchlichen Festen, zu Ostern, Weihnachten und Neujahr und die Einfriedung und Bezeichnung seiner vier Ecken, war vor Schaden durch Sturm, Wasser und Feuer schützen sollte. Solch sinnbildlicher Schutz für das Haus ist auch in dem Verse des schlesischen Volksliedes „die goldene Schnur geht um das Haus“ gemeint.

So wie Geburt, Taufe und Hochzeit mit Bräuchen verbunden waren, die vor Krankheit und Unheil schützen sollten. so gab es auch beim Hinscheiden eines

Menschen mancherlei Sitten, die dem Seelenheil des Verstorbenen dienen sollten. Es wurden die Fenster geöffnet, damit die Seele hinaus könne; in Goldberg wurden auch die Gefäße umgestürzt, damit sie sich nicht in ihnen fange. Als man es einmal in Dyhernfurth vergaß, soll die abgeschiedene Seele in Gestalt eines Rauchwölkchens an der Zimmerdecke geschwebt haben. Vor zuviel Tränen wurde gewarnt. „Die Toten sollen nicht mit Tränen benetzt werden, weil sie sonst keine Ruhe finden“, hieß es in Bunzlau. Eine ähnliche Warnung vor übermäßiger Trauer findet sich in der Bibel.

Der uralte Brauch, dem Toten gewisse für den Lebenden wichtige Gegenstände mit ins Grab zu geben, dem wir wichtige Denkmäler vorgeschichtlicher Zeit verdanken, wurde auch in Schlesien geübt. So gab man dem Manne dies und jenes Handwerkszeug in den Sarg, oft auch Kamm, Rasiermesser, eine Kante Brot, ein paar Geldstücke, ein Gebetbuch, der Frau Schere, Nadel und Zwirn. War eine Frau mit ihrem Kind im Wochenbett gestorben, so wurde auch der mütterlichen Fürsorge für das Kleine Rechnung getragen: im Kreis Görlitz gab man ihr förmlich eine ganze Ausstattung mit: ein Töpfchen oder Tiegelchen, einen Löffel und einen Quirl, eine Windel und ein Kinderhemd.

Damit der Besitz, den der Verstorbene nicht mit ins Grab nehmen konnte, seine Seele nicht festhalte hienieden, mussten die Stühle im Hause oder wenigstens die, auf denen der Sarg gestanden hatte, umgestürzt werden. Im Kreise Bunzlau wurde in dem Fall, dass nach dem Hinaustragen des Sarges niemand im Haus bleiben konnte, vor die verschlossene Haustür kreuzweise Wasser gegossen: Sollte die Seele des Heimgegangenen doch zu dem Haus zurückkehren wollen, sollte sie durch dieses Kreuzeszeichen auf die Gnade

des Herrn hingewiesen werden. Auf dem flachen Lande wurde in Schlesien der Tod des Hausherrn dem Vieh auf der Weide und im Stall sowie den Bienen „angesagt“.

Alle die zahlreichen Sitten und Bräuche, von denen hier nur einige angeführt wurden, waren getragen von einer starken Verbundenheit zwischen Mensch und Natur und von einer tiefen Gläubigkeit, die den Schlesiern allzeit eigen waren.

aus: „Volkskalender für Schlesier 1987“

Namslau – unsere unvergessene Heimat von Joachim Aßmann (+)

Kennst Du das Rathaus, Du Namslauer Kind,
die Stadt, in der wir gelebt und geboren sind?
Da, wo uns vom Turm schlug jahraus, jahrein,
so manches glückliche Stündelein.

Dort, wo in kompakten Manualen,
stehen unsere Geburts- und Sterbezahlen.
Da, wo der Amtmann zu Nutz und Frommen,
von jedem Ereignis hat Kenntnis genommen.

Dort ruht wohl ein für allemal,
unser schwer erspartes Kapital.

Hört Ihr nicht noch den Glockenklang,
der uns stets mahnte zum frommen Gesang?

Zu Peter-Paul und Sankt André,
tut's uns da nicht im Herzen weh?

Und der verzweigte Weidebrück,
lud er nicht ein stets zum Besuch.

Ob Sommer- oder Winterzeit,
die Weide nutzte man zu jeder Zeit.

Die Weide mit den vielen Armen,
da konnte man im Kahn bis nach Altstadt fahren.
Im Sommer war das Baden innen,
beim Bademeister Pohl lernten wir das Schwimmen.
Und zur kalten Winterzeit,
da tummelten wir uns auf dem Eis.
Dann kam das Frühjahr – oh, welcher Schreck,
da floss die Weide über das Ufer weg.
Ob Sonnenschein, ob Eis, ob Schnee,
die Reize bot sie wie die Spree.
So mancher Maler mit dem Pinsel,
malte das Idyll der Heldeninsel.
Und auf Promenaden mit Kastanienalleen,
da konnten wir bis zum Stadtpark gehen.
Das war unser liebster Aufenthalt,
wenn Vöglein sangen und Musik erschallt.
Ob Schützen-, ob Verschönerungsfest,
stets war was los in unserem Nest.
Und da stand an erster Stelle,
der Bochnig, Max mit seiner Stadtkapelle.
Sehr Ihr ihn noch in seinem Rock,
mit dem Dirigentenstock?
Ob Trauer- oder Marschmusik –
da lag was drin in jedem Stück.
Bei Stadt- und Familienfesten groß und klein,
gab's ein Platzkonzert oder Ständchen – das war fein.
Und sind die Weisen längst verklungen,
wir sind davon noch heut durchdrungen.
Und was zur Vollendung und Laune schier –
das war das berühmte gute Haselbach-Bier.
Denn das war nicht nur in Namslau bekannt,
man trank es bevorzuge im Schlesierland.
Einiges, das wollen wir noch nenne,
was Tradition hatte und die sie noch kennen.
Zu den Kinderfesten einmal im Jahr,
da tummelte sich die Kinderschar.
Hinter der Turnhalle in einer Eck,

da wohnte der Marschall-Fredel in seinem Versteck.
Und der Schwitalla in seinem Schulstraßeneck,
der sammelte so manchen Dreck.
Wir Kinder sammelten für den Mann recht fein,
Lumpen, Altpapier und Eisen -das musste sein.
Man bekam paar Pfennige – oh wie fein,
diese wanderten dann in die Sparkasse hinein.
Ob junge oder alte Leute, man kannte jeden,
als wären wir eine große Familie gewesen.
Am Viehplatz im Jahr – da war was los,
da handelten die Bauern das Vieh klein und groß.
Kam der Rummel oder Zirkus in die Stadt,
da nahm den ganzen Viehplatz in Beschlag.
Und rief man die Polizei,
die sorgte für Perschundek = Ordnung 1, 2, 3.
Und vieles war noch wunderbar,
als noch die Heimat - HEIMAT war.
Gerad deshalb denkt man mit Wehmut zurück,
an das uns ereilte Missgeschick.
Auf das uns der Herrgott noch einmal bewahr,
vor einem 1945, einem 19. Januar!

Die Jungfrau und der Bär

von Georg Hyckel

Am Anfang des 12. Jahrhunderts blickte vom Gipfel des Zobten in die liebe schlesische Heimat gar trutzig die feste Burg des reichen und angesehenen Kirchen- und Klosterbauern Peter Wlast. Kein drohender Waffenlärm aber ertönte in ihren weiten Hallen; auf dem Hofe übten sich nicht die Ritter zum Turnier, und sie zogen nicht aus zu Raub und Kampf. Denn nicht nur nach außen zeigte sich Peter Wlast als

Friedensförderer, er hielt diesen auch in seinem Hause. Der Kurzweil und dem Vergnügen der Schlossbewohner dienten mehrere Bären, die in einem Zwinger gehalten wurden. Ein Wärter sorgte für sie und richtete sie ab, dass sie mit den Bewohnern der Burg in Verkehr treten und diese durch ihre Bewegungen und ihr Verhalten ergötzen und zerstreuen konnten.

Einer der so abgerichteten Bären hatte mit einem der Dienstmädchen namens Gertrud innige Freundschaft geschlossen. Gleichzeitig war er auch der Liebling der Schlossherrin Maria, der Gemahlin Peter Wlasts. Da der Bär gern Fische fraß, erhielt das Mädchen von Zeit zu Zeit von der Gräfin den Auftrag, dem Tiere diese Leckerbissen zu besorgen. War nun Gertrud den Berg hinabgestiegen, so kam der Bär, der schon den Zweck dieser Wanderung kannte, ihr den halben Weg entgegen, um ihr die Last abzunehmen und sie der Herrin zu überbringen.

Eines Tages war das Mädchen wieder ausgegangen, um das Lieblingsgericht für Pelz einzukaufen. Da es sich auf dem Rückwege bedeutend verspätet hatte, musste das Tier etwas warten. Als Gertrud endlich an den Ort kam, wo der Bär ihrer harrte, stürzte sich dieser ihr gierig entgegen und schnappte hastig nach dem Körbchen. Doch das Mädchen trat zur Seite und neckte, wie stets, den Bären, indem es einen Fisch aus dem Körbchen nahm und ihn dem Tiere vor die Nase hielt. Diesmal aber, durch das lange Warten böse geworden, verstand Petz keinen Spaß. Ergrimmt stellte er sich auf die Hinterbeine und drang auf das Mädchen ein, das sich gegen das wütende Tier tapfer wehrte. In größter Bedrängnis nahm es die lange Nadel, mit der das Schultertuch zusammengesteckt war, und bohrte sie durch das Auge tief in den Kopf des Tieres. Der Bär brüllte vor Schmerz laut auf, stürzte sich mit neuer

Wut auf die Wehrlose und tötete das Schwerverwundete Mädchen. Dann stürzte aber auch er tot nieder zu den Füßen der Toten auf das Körbchen, dessen Inhalt nun doch sein geworden war.

Als man am nächsten Morgen die vermisste Dienerin und den Bären suchte, fand man beide tot in ihrem Blute. Die Gräfin ließ bald darauf an jener Stelle ein Denkmal errichten, das heute noch vorhanden ist. Man trifft es, wenn man den Weg vom Städtchen Zobten zum Aufstieg auf den Berg wählt. Es besteht aus einer aus Granit gemeißelten Mädchenfigur, die einen großen Fisch im Arm trägt, und zu deren Füßen ein Bär liegt.

aus: „Der Schlesier“ – ein Hauskalender für 1951

Dar Tracha **von Ernst Schenke**

Derr Voater spricht: „Woas sulln merr macha?
Die Tante kimmt heut uff Besuch, da ale Tracha.
Doo mächt man wieder freindlich sein,
die koan getrust derrheeme blein.“
Is Fritzla uff'm Stuhle sitzt,
die Uhrn gespitzt.
Is Fritzla jedes Woart vernimmt,
die Tante kimmt.
Derr Voater flink zur Tiere gieht.
„Na, Tantla,“ sprichta, „bis willkumma!“
Glei hoot de Tante Ploitz genumma,
is Fritzla naberm Tische stieht.

„Du Tante,“ spricht’s jitz, „konnt de fliega?“
Die Tante scheint’n Schreck zu kriega.
„Wiesu denn?“ sprich se, „Nee mei Kind.“

Is Fritzla sich awing besinnt,
uff eemol scheint sichs Mutt zu macha:
„Derr Voater hoot gesoat, die bist an Tracha!“

aus: „Der Schlesier“ – ein Hauskalender für 1951

Die Spieluhr von Ingeborg Wingert

Immer wieder, besonders um die Weihnachtszeit, muss sie an die Spieluhr denken. Diese fristete auf einem kleinen Tischchen im Hause ihrer Tante in der Opperlener Gegend, bei der sie jedes Jahr die Ferien verbrachte, ein vergessenes, trübseliges Dasein. Die alabasterne Figur stellte den segnenden Christus dar, und seine feierliche Gebärde wurde von einer Spieluhr mit dem Refrain eines geistlichen Liedes begleitet. Vielleicht brachte das Spielwerk, als die Figur neu war, auch das ganze Lied zustande, ihr ist jedenfalls nur das Ende im Gedächtnis geblieben.

Besonders abends, wenn die Sonne allmählich hinter den weiten Wiesen verschwand, ließ sie sich täglich von neuem von den Tönen der Spieluhr verzaubern. Unermüdlich zog sie das Uhrwerk auf, um diesen zwei Notenzeilen zu lauschen, die von einem wehenden, harfenähnlichen Arpeggio eingeleitet wurden. Die feine, einfache Musik passte so gut in das freundliche Haus der Tante und in die ländliche Stille sommerlicher Ferientage, die das Stadtkind so liebte. Dass der

linke Arm der Figur bis zum Ellenbogen abgebrochen war, tat ihrem Ohrenschaus nicht den geringsten Abbruch, und auch in ihrer Erinnerung blieb dieser Mangel ganz unwesentlich. Der alabasterne Christus, dessen Wert man eigentlich sehr nahe dem Kitsch einordnen musste, ist längst dahin, seine kleine Melodie jedoch unvergessen. Vielleicht empfand sie sie deshalb so eindringlich, weil sie so verhalten war? Jedenfalls denkt sie immer mit einer ganz leisen Wehmut an „ihre“ Figur, wenn sie Spieluhren spielen hört.

In der Weihnachtszeit, wenn sie zusammen voller unbestimmter, freudiger Erwartung die Schaufenster betrachten und ihnen dabei natürlich auch die prächtigsten Spieluhren auffallen, beschließt ihr Mann jedes Jahr auf neue: „Diesmal kaufe ich dir endlich eine!“ Weiß er doch, dass ihr alles, was mit ihrer Kinderzeit zusammenhängt, lieb und wert ist. Sie aber redet sich immer wieder gleich mit dem hohen Preis heraus. Sie bildet sich ein, eine Spieluhr besitzen zu wollen – aber eigentlich möchte sie eben doch keine! Ingeheim befürchtet sie wohl unbewusst, dass dann der Zauber um dieses kleine Spielzeug ihrer Kindheit dahin wäre.

Wohl stellt sie an den Feiertagen, wenn sie gerührt ihren reichen Tisch betrachtet, in einem Anflug von weiblicher Bosheit fest, dass die Spieluhr fehlt Aber gleich klingt ihr wieder jenes alte, kaputte Ding mit seiner vertrauten Weise im Ohr – und sie vermisst nichts. Und regelmäßig fällt ihr dann ein, was die Großmutter in ihrer schlichten Weisheit einmal gesagt hat: Möge nie der Tag kommen, an dem euch nichts mehr zu wünschen übrig bleibt!

aus: „Volkskalender für Schlesier 1987“

Gehören Tugenden zum alten Eisen?

von Heinz Piontek

Tugend – ein Wort, das heute für viele einen frömmle-
rischen Ton hat. Es passt allenfalls zu Erbauungsre-
den. Worte nutzen sich ab, ob überraschend schnell.
Aber gilt das auch für ihre Bedeutung? Meist machen
wir uns nicht die Mühe, genau zu unterscheiden, wer-
fen mit dem schal gewordenen Wort auch seinen Inhalt
zum alten Eisen. Als ob die Form deckungsgleich wäre
mit ihrem Sin. Gut, wir können das Wort Tugend nicht
mehr hören, doch können wir ohne sie leben – ich
meine: ohne das, was dieses Wort besagt?

Denken wir beispielsweise an die Treue. Das ist übri-
gens auch so ein Wort, das uns zu großgeschnitten
vorkommt, ideologieverdächtig, überstrapaziert. Die
Treue ist das Mark der Ehre. Haben wir Älteren das
nicht noch im Ohr? Treueid, eheliche Treue, getreu bis
in den Tod – unversehens werden wir mit solchen For-
mulierungen pathetisch, nehmen den Mund zu voll.
Und doch ist ein Miteinanderleben ohne Treue nicht
denkbar. Das Gegenteil von Treue ist Verrat. Könnten
Menschen, für die Verrat nicht Verabscheuungswürdi-
ges wäre, ruhig zusammenhalten? Unterhöhlt der Ver-
rat nicht das meiste, wofür es sich zu leben lohnt?
Über Treue lässt sich vielleicht spötteln, über Verrat
nicht.

Deutlich ersehen wir daraus, wie heikel es ist, sich von
Wortbedeutungen zu distanzieren, nur weil uns die
Wortformen ausdroschen vorkommen. Zwei, die ge-
meinsam an einer Sache arbeiten oder für Kinder zu
sorgen haben, müssen jeweils die Solidarität des an-
dern voraussetzen, sich an gegebene Versprechen hal-
ten können. Eine Welt ohne Treue wäre etwas

Chaotisches, zutiefst Unwürdiges, sie hätte als einziges Prinzip nur den brutalen Egoismus.

Treue heißt: sich gegenseitig vertrauen, aufeinander setzen. Jemand, der sich auf seinen Nächsten nicht verlassen kann, ist arm dran. Freundschaft und Liebe, Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Partei, einer Familie, einem Volk – nichts hätte Bestand, wenn für Menschen Verrat ein Vorrecht wäre, das sie sich nicht nehmen lassen wollten. Andererseits bleiben Anforderungen, die man in dieser Weise an uns stellt, immer ideal. Das heißt: Keine Treue ohne die Möglichkeit der Treulosigkeit. Für Vollkommenes ist unser Planet nicht eingerichtet. Wir müssen auf Treue bauen und werden doch immer wieder enttäuscht, enttäuschen aber auch die, die auf uns rechnen.

Nicht weniger tief reicht wahrscheinlich der Bruch der Treue uns selbst gegenüber. Derjenige, der sich einmal entschlossen hat, zu seiner Sache zu stehen, und dann zusieht, wie er sie aus Gewinnsucht, Ehrgeiz oder Bequemlichkeit verrät, wird sich selber fremd. Er verliert seine Identität. Er kann darüber lachen, aber sein Lachen wird hohl klingen.

Tugenden sind nicht etwas, das wir ein für allemal besitzen. Sie sind uns aufgegeben. Treue ist keine Form der Sturheit oder Prinzipienreiterei, wahre Treue müssen wir von Mal zu Mal neu unter Beweis stellen. Sie verlangt Verzicht von uns – doch zugunsten eines höheren Gewinns. Was wir gewinnen, ist Selbstachtung. Wer sich nicht selber achten kann, achtet auch andere nicht. Treue verstärkt aber auch das Gefühl in uns, dass Beharrlichkeit verwandt ist mit der Hoffnung, die nicht aufgibt. Sie hat etwas – man mag das Wort schon nicht mehr in den Mund nehmen – Utopisches. Wer Treue hält, glaubt daran, dass letzten Endes seine

Sache gut ausgehen wird, doch über den Weg bis zu diesem Ende macht er sich keine Illusionen.

Tugenden kommen nicht isoliert vor. Treue ist mit Klugheit und Tapferkeit verbunden. Eine falsche Treue ist eine um jeden Preis. Man soll nicht zu etwas stehen, nur weil es unser Trotz so will. Auch die Treue verlangt ein Abwägen von Fall zu Fall. Doch dabei geht es nicht um Vorteil und Nachteil, sondern um Sinn und Sinnlosigkeit. Und was die Tapferkeit betrifft, so meint sie in Bezug zur Treue, dass wir als Verwundbare uns dafür entscheiden müssen, Wunden hinzunehmen.

Hängt Treue mit einer besonderen Veranlagung zusammen? Ich glaube es nicht. Freilich hängt sie von unserem Gewissen ab. Wer über seinen ersten Treuebruch nicht erschrickt, wer nicht den Schmerz spürt, den er dem andern zugefügt hat, auf den wird weiterhin schwerlich Verlass sein. Denn einen nachhaltigen Begriff von Treue bekommt man erst, wenn man einmal in den Schacht des Verrats gestürzt ist. Schacht ist keine bloße Metapher. Sieht man durch die Schwärze hindurch hoch oben noch einen kleinen Lichtschein -: das wird man nicht vergessen.

aus: Volkskalender für Schlesier 1987

Schlesische Vielfalt
Tiere in der Welt des Volksglaubens und der Bräuche

von Dr. Horst Stephan

Wie in vielen anderen Regionen und Kulturen spielen auch in Schlesien „Tiere“ im Volksglauben schon in

frühester Zeit eine bedeutende Rolle. Dies wurzelt in mythisch-religiösen Vorstellungen.

So erhielten Pferde am Hl. Abend als Dank für ihre Dienste eine mit Salz bestreute Schnitte Brot; Salz gilt als Zeichen für Lebenskraft und die Abwehr von Krankheiten. An St. Valentin (14. Februar) schrieb eine strenge Regel vor, Pferde zu schonen und z.B. nicht in einen Schlitten einzuspannen; denn Valentin (Märtyrer, Priester) wurde als Patron der Pferde und des Viehs verehrt. Trieb man das Vieh zu Pfingsten erstmalig auf die Wiesen, führte es der „Pfingstochse“ oder die „Pfingstkuh“ an.

Der Hund als wohl ältestes Haustier des Menschen wurde oft mit dem Tod in Verbindung gebracht. Heulte das Tier beim Läuten der Kirchenglocken, ließ die „Sterbeglocke“ nicht lange auf sich warten. Bellten nachts die Hunde besonders laut mit Blick in eine bestimmte Richtung, brach dort bald Feuer aus. Um Hunde zu zähmen, gab man ihnen gekautes Brot. Bissen die Tiere einen Menschen, legte man in die Wunde ein Bündel Hundehaare.

Auch die Hauskatze galt als ein Symboltier. Lief jemandem eine „schwarze Katze“ über den Weg, war ein Unglück zu erwarten. Denn in der Katze sah man ein Sinnbild des Teufels und somit einen „Unglücksbringer“. Kratzte sie sich an einem Stuhl- oder Tischbein, entstand bald ein heftiger Wind. Hielt sich eine Katze länger in der Stube auf, glaubte man an bald eintretende Kälte. Katzenhaare im Essen führten zur Abmagerung eines Menschen. Glück dagegen brachte eine geschenkte neue Katze, wenn man sie durch ein Fenster ins Haus reichte. Putzte sich das Tier die Pfoten, kam Besuch.

Auch der (Feld-) Hase, mit dem Kaninchen oft gleichgesetzt, spielte in der Welt des Volksglaubens eine Rolle. Er galt als „Mondtier“. Denn wie der Mond auf- und untergeht, schläft der Hase meistens tags und

geht nachts umher. Als Symboltier verkörpert er Schnelligkeit und Fruchtbarkeit. Auffällig ist seine Assoziation mit dem „Ei“ als Ausdruck und Keim des Lebens. Das wertet den österlichen Brauch auf, dass der „Osterhase“ Eier bringt und versteckt.

Wegen ihrer starken Vermehrung und großen Gefräßigkeit besaßen Mäuse dagegen eine mythisch-negative Bedeutung. Sie galten als Anstifter des Teufels. Eine „Mäuseplage“ wurde deshalb als Strafe Gottes verstanden. Richteten Feldmäuse in großer Zahl Schäden an, so nahte Krieg. Um die Plagegeister zu vertreiben, sollte man an den Schwanz einer großen Maus oder Ratte ein Glöckchen binden. Eine hohe Königskerze mit Blütentrauben in die Mäuselöcher gesteckt, vertrieb die Nagetiere.

Auch vor Meerschweinchen und Wiesel galt es sich zu hüten. So brachten Meerschweinchen Krankheiten ins Haus. Blies ein Wiesel einen Menschen heftig an, hieß es, er bekomme eine bösartige Geschwulst. Nagelte man dagegen eine Fledermaus an ein Scheunentor, brachte das Glück, denn dieses Säugetier galt als unsterblich, aber auch als Feind des Lichts.

Ebenso genießt der Hahn im dörflichen Leben hohes Ansehen. So kündigte am Morgen sein erster Schrei an, die Finsternis der Nacht sei gebrochen. Deshalb wird der Hahn zum Symbol des Erweckens und der Wachsamkeit, so dass man ihn schon im 9. Jahrhundert auf dem Kirchturm platzierte. Der weiblichen Henne begegnete man aber ablehnend. Legte sie kleine und längliche Eier, nannte man sie „Unglückshenne“. Auch sollte die Henne nicht außerhalb des Hofes nach Nahrung suchen, da sich dann im selben Jahr die Waren verteuerten. Schlechtes Wetter wurde erwartet, wenn sich die Henne im Sand oder Staub badete. Am Hl. Abend empfahl man einer jungen Frau, während des Glockenläutens einen Hühnerstall mit einem Stock in Unruhe zu versetzen. Dazu hieß es: „Gackert zuerst

der Hahn, so wird sie bald heiraten; gackert dagegen eine Henne, bleibt die Frau ledig.“

Weitere Beispiele für übernatürliche Fähigkeiten in der Tierwelt liefern auch andere Vögel: Eule, Kuckuck, Taube, Storch und Schwalbe. Die Eule (besser: „Käuzchen“) erscheint laut Naturbeobachtung ernst und weise. Fliegt der Nachtvogel am Fenster eines Kranken krächzend vorbei, wird dieser bald sterben. Der Kuckuck gilt als Symboltier für Lebensdauer, Heirat und Geld. Hört und zählt man seine Rufe, geben sie Auskunft über noch zu erwartende Lebensjahre. Und einer unverheirateten Frau verrät die Anzahl der Kuckucksrufe, wie viele Jahre sie sich noch bis zur Heirat gedulden muss. Wer im Frühjahr den Kuckuck erstmals hört und ein Geldstück bei sich hat, der wird das ganze Jahr Geld haben. Im Volksglauben besitzt die Taube ambivalente Bedeutung. Eine weiße Taube symbolisiert Einfalt und Reinheit; eine dunkle dagegen gilt als Todes- und Unglücksvogel. Baden Tauben im Wasser, sagt man, dass schlechtes Wetter naht. Christlicher Glaube wertet die Taube als Symbolfigur des Hl. Geistes auf. Als „Kinderbringer“ und somit Glückssymbol wird der „Klapperstorch“ verehrt. Da der Storch Frösche und Schlangen frisst, nennt man ihn einen „Schlangenvertilger“ und somit Feind des Teufels. Weil der Storch alljährlich zur Zeit erwachender Natur zurückkehrt, ist er ein Symbol der Auferstehung (Christi). Sein ruhiges, auf einem Bein stehendes Verhalten verweist auf das Bild eines besinnlichen Lebens. Auch die Schwalbe ist ein regelmäßig heimkehrender Zugvogel und wird zum Sinnbild des Frühlings. Schwalben sind der Gottesmutter Maria geweiht. Sie als „Muttergottesvögel“ zu fangen, ist deshalb Sünde. Ein Haus mit Schwalbennestern hat den Ruf, Ort des Glücks zu sein. Zerstört man sie, droht dem Anwesen Feuergefahr. Eine Redewendung im Volksmund lautet:

„Wenn die Schwalben (übers Wasser) niedrig fliegen, werden wir bald Regen kriegen.“

Zur Welt mythisch-religiöser Vorstellungen zählt auch die Schlange. Sie ist ein Tier ohne Beine und lebt in Erdlöchern. In diese verkriecht sie sich am Tage Mariä Geburt (8. September) wohl aus Demut gegenüber der Gottesmutter. Da sich die Schlange häufig häutet, symbolisiert sie ständig erneuernde Lebenskraft. Im Alltag ist Schlangengift begehrt, da es kranke Augen heilt. Wer von einer Schlange (Natter) gebissen wird, soll einen Frosch auf die Wunde legen, um sie zu entgiften. Auch Blindschleichen und Eidechsen gelten als giftige Tiere. Flöhe dagegen bringen Glück. Wer einen Floh auf die Hand bekommt, erhält Geld oder eine gute Nachricht. Spinnen unterstellt man eine zwiespältige Bedeutung. Das drückt die Redewendung aus: „Spinne am Morgen, bringt Kummer und Sorgen, Spinne am Abend, erquickend und labend.“ Eine Kreuzspinne in der Nähe eines Krankenbetts verheißt Hoffnung auf Genesung.

Resümee: Auch in Schlesien beruht Volksglaube auf der Vorstellung, dass Tiere übernatürliche Fähigkeiten besitzen, die menschliches Leben beeinflussen und bestimmen. Als Sinnbilder verbreiten Tiere Angst, bringen Glück oder Unglück, führen zu Heilung, aber auch Krankheit und Tod.

aus: Schlesische Nachrichten Nr. 8.2020 – Seiten 26/27

Fahrt in den Kreis Namslau **von H. und W. Thomas**

Trotz Corona machten wir unsere jährliche Schlesienreise vom 6. bis 8. Oktober 2020. Familie Biallas wurde informiert, gleichzeitig erkundigten wir uns über den

Stand der Coronainfektionen im Kreis Namslau. Die Infektionsrate betrug etwa 118 aktiv Infizierte und 189 in Quarantäne. In der Gemeinde Schwirz waren zwei Fälle. Da wir nur Familie Biallas besuchen wollten, machten wir uns auf die Reise. Wir fuhren die gleiche Strecke wie in den vergangenen Jahren über Forst, die neue Autobahn an Breslau, dann über Öls, Bernstadt, Namslau nach Schwirz. Eine freudige Nachricht vorne weg, an der alten Autobahn von Forst Richtung Breslau wurde an den ersten 30 km intensiv gebaut. Die alte Straßendecke wurde zum Teil aufgenommen und geschreddert. An den Brückenfundamenten wurde fleißig gearbeitet. Der Verkehr läuft in dieser Zeit auf der erneuerten Fahrbahn. Nach 30 km ist dann Schluss und das Gehoppel ging auf der alten Fahrbahn weiter. Wir trafen pünktlich zur Kaffeezeit bei Familie Biallas in Schwirz ein. An diesem Tag wurde nichts mehr unternommen, sondern bis tief in die Nacht hinein gelabert. Schwirz war einmal ein großes Bauerndorf, jetzt leben nur noch 6 Familien von der Landwirtschaft. Eine Familie befasst sich mit der Mutterkuhhaltung, die meisten mit der Pflanzenproduktion. Gebaut wird an fast allen Grundstücken, der Dorfcharakter ist in stetem Wandel. Es gibt z.B. keinen Bäcker mehr, aber dafür einen kleinen Supermarkt. Am Donnerstag ging es auf Info-Fahrt. Zuerst zum *Sterzendorfer Schloss*. Wir waren überrascht, wie groß das Gebäude und der Park sind. Der Park beträgt ungefähr 5 Hektar mit zum Teil uraltem Baumbestand. Der Teich mit den zwei Inseln war ohne Wasser. Das gesamte Areal ist eigentlich 20 Hektar groß. Die Gemeinde hat in den Nebengebäuden Sozialwohnungen eingerichtet. Das Hauptgebäude soll zu einem Jagdschloss mit Hotelcharakter umgebaut werden. Das gesamte Dach muss erneuert werden, es ist gegenwärtig mit Zementasbestplatten eingedeckt. Der Denkmalschutz genehmigte für das neue Dach eine rote

Biberschwanzeindeckung. Der Anfang ist gemacht und sieht sehr gut aus. In das Innere konnten wir nicht hinein. Als nächstes fuhren wir zum *Eckersdorfer Schloss*. Es wurde schon oft darüber berichtet, denn die Bauarbeiten ziehen sich schon über viele Jahre dahin. Es war sogar ein Bauarbeiter zu sehen. Er arbeitete auf dem Dach und war der Meinung, in diesem Jahr wird es noch geschlossen. Ich kann es mir nicht vorstellen, da die Investorenfamilie das Dach in alter Weise mit Schiefer eingedeckt haben möchte. Der Handwerker gestattete uns, das Gebäude von innen zu besichtigen. Einige Mauern wurden schon vor Jahren neu hochgezogen. Inmitten standen große Eisenträger, um alles zusammen zu halten. Man konnte bis zum Dach schauen. Da werden noch viele Jahre vergehen, bis es in alter Schönheit wieder erstanden ist. Was muss man da für einen Mut und Geld aufbringen, um sich an solch ein Unterfangen zu wagen, Hut ab. Der Park ist ziemlich runtergekommen. Ein Teil vom alten Baumbestand existiert noch.

Von Eckersdorf fuhren wir zum Schloss bzw. *Landhaus nach Städtel*. Es liegt abseits der Hauptstraße, deswegen hatte ich es noch nie gesehen. Anni und Herr Biallas führten uns dort hin. Das Gebäude ist so gut wie fertig saniert und bereits bewohnt, es ist schön anzusehen. Das Umfeld muss noch in Ordnung gebracht werden. Zum Mittagessen fuhren wir nach Schwirz. Frau Biallas hatte Entenbraten zubereitet, da langten wir kräftig zu, denn es schmeckte vorzüglich. Am Nachmittag fuhren wir in den entgegengesetzten Teil des Kreises Namslau, nach *Glausche*. Wir wollten uns anschauen, wo vor kurzem ein *Massengrab* aus dem Zweiten Weltkrieg entdeckt wurde. Es befand sich von Glausche aus in der Kurve nach Reichthal. Die Skelette waren schon alle abtransportiert. Sie werden untersucht und wahrscheinlich in Groß Nädwitz bei Breslau auf dem großen Soldatenfriedhof beigesetzt. Falls

ich Näheres erfahre, werde ich eine Info geben. Von Glausche fuhren wir nach Reichtahl, es hat sich dort schon vieles zum Positiven geändert, aber es ist noch viel zu tun. Zur Kaffeezeit waren wir wieder pünktlich in Schwirz. Anschließend machten Anni und ich eine Radtour zum *Judenfriedhof*, nicht weit zwischen Schwirz und Städtel. Es ist eine große Anlage mit 239 Grabstellen. Die Grabsteine sind z.T. sehr gut erhalten und zum Teil zerschlagen. Die große Mauer rings um den Friedhof ist komplett verschwunden. Zurück in Schwirz schauten wir uns noch etliche Grundstücke an, von denen wir wussten, wer die ehemaligen Besitzer waren. Mit dem jetzigen Besitzer unseres ehemaligen Grundstückes wurde noch ein Schnäpschen getrunken. Am Abend erzählten wir nochmals bis in die Nacht. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück ging es zurück nach Hause. Wer weiß ob man sich noch jemals wiedersieht. Unser Dank gebührt Familie Biallas für die hervorragende Bewirtung, Unterbringung und die reichhaltigen Informationen.



Schloss Sterzendorf



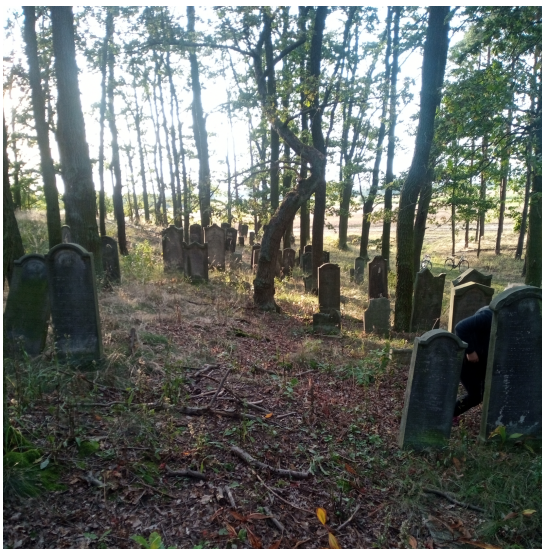
Schloss Eckersdorf



Landhaus Staedtel



Massengrab bei Glausche



Judenfriedhof



VW-Käfer

Als neues Mitglied begrüßen wir:

Alexander **Obern**ik aus Namslau (Vater)

Dar schlaue Franzel

Verfasser unbekannt

In der Schule giets mitunter
ooch nich groade zu wies sull
und dar Liehrer dar hoot monchmoal
- gloobt mersch ok – de Noase full.
Vons de Kliensten die san eftersch
groad wie vor a Kupp geschloorn.
Und beim Rechnen – och Herrjemersch –
soan se monchmoal gar zu tumm.

Wieviel ist denn zwei und dreie
froat das Liehrer, Kenner wiss.
Kenner vu dar ganze Range
wieviel zwei und dreie is.

Nun, so denkt euch, soat das Liehrer,
hier leg ich zwei Eier her.
Und dann leg ich drei daneben.
Ist denn wirklich das so schwer?

Endlich vu das letzte Banke
kimmt a Finger ei de Hieh..
Och das Franzel, soat das Liehrer.
Der wird's wissen. Sieh nun sieh.

Und das Franzel tit vor Stolze
sich erscht links donn rechts rimm drehn.
Und donn spricht er: Och, Herr Liehrer,
Eier könn Sie gor nich lehn!



Die Oberschlesischen Schrotholzkirchen von Prof. Theo Effenberger

Schlesien, zum abendländischen Kulturkreis gehörend, ist mit diesem erst spät zu formalen Kulturleistungen gekommen, die uns sichtbar geworden sind. Im Grenzgebiet zweier Welten, durch Jahrhunderte umstritten und von wechselnden Einflüssen beunruhigt, wurde unsere schlesische Heimat erst spät zu einem so festgefügtten deutschen Stammesland, wie es west- und süddeutsche Stämme geworden sind. Die uns überkommenden Reste früherer Kunstäußerungen sind daher nur gering und in der Kunstgeschichtsforschung erst spät erkannt, zu gering bewertet und erst in jüngster Zeit gebührend beachtet worden. Wenn es aber auch Schlesien, im Gegensatz zum deutschen Westen, an „Kathedralen“ mangelt, so dürfen wir nicht annehmen, dass hier Äußerungen früher künstlerischer Kultur fehlen. Als Beweis sei die Tatsache genannt, dass bis in unsere Tage allein im Stadtgebiet von Breslau noch 25 mittelalterliche Kirchen und Kapellen vorhanden waren, eine Anzahl, über die – vielleicht Köln ausgenommen – keine andere deutsche Stadt verfügte. Noch 1929 schrieb Wilhelm Pinder in

seiner Arbeit über die mittelalterliche Plastik: „Breslau, eine in Deutschland unbekannt mittelalterliche Kunststadt von kaum erschöpflichem Reichtum ...“ und „Besser als in Prag selbst lehrt Breslau, damals auch politisch eine böhmische Stadt, den Stil kennen, den die Deutschen auf dem kolonialen Boden des Südostens entwickelten. Man kann geradezu von hier ausgehen. Das hat auch das Gute, dass endlich der Bann, den westliche Überheblichkeit auf diese reiche und schöne Stadt gelegt ... um so gründlicher gebrochen werden kann.“ Wenn aber die Bistumshauptstadt diese in viele kleine Fürstentümer zerrissenen Landes solchen Reichtum barg, müssen wir annehmen, dass das ganze Land der Boden war, auf dem dieser Reichtum entstehen konnte.

Aus den Resten der Bauten großer geschichtlicher Zeiten erkennen wir, dass stets die Religion die formbildende Kraft war, aus der auch die anderen Zeitererscheinungen ihren Ausdruck fanden. Ob es die, Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung liegenden Kulturepochen – etwa die Bauten Indiens, Ägyptens oder Amerikas – waren oder die des Abendlandes im Mittelalter; die höchsten künstlerischen Werte zeigen sich uns als Kultstätten, Tempel, Kathedralen, der Gottheit gewidmet oder der Beschwörung der Geister. Ist es dann verwunderlich, wenn wir dieselben Erscheinungen auch dort feststellen müssen, wo in primitiveren Verhältnissen unserer jüngeren Vergangenheit gestaltet wurde? In diesem Zusammenhang sei einmal auf Beispiele hingewiesen, die zwar in der Kunstgeschichtsforschung einen kleinen Raum einnehmen, aber ein Ausdruck menschlicher Schöpferkraft sind, die uns Können und Wesen der Vorfahren unserer Heimat zeigen: die schlesischen ländlichen Schrotholzkirchen!

Die großen westlichen Siedlerströme, die vor und nach dem Mongolensturm deutsche Kultur in das Land brachten, haben mit den umfänglichen Stadt- und Dorfgründungen auch hunderte von kleinen Landkirchen entstehen lassen, von denen wir annehmen müssen, dass es besonders in den waldreichen Gebieten Holzbauten waren, sind doch auch die ersten Gotteshäuser der Städte, wie auch die Bischofskirche in Breslau, Holzbauten gewesen. Von diesen sind die meisten im Laufe der Jahrhunderte durch Steinbauten ersetzt worden, und nur noch wenige Dutzend, vor allem in Oberschlesien, sind bis in unsere Tage als Holzbauten erhalten geblieben. Auch diese freilich wurden vielfach ergänzt oder ganz erneuert, weshalb die urkundlich nachgewiesenen erst aus der Wiederaufbauzeit nach den Verwüstungen durch die Hussiten stammen. Den raschen verfall dieser aus weniger widerstandsfähigem Material erstellten Zeugen einer geschichtlichen Vergangenheit belegen wenige Zahlen: Während Burge-
meister 1904 für die Provinz Schlesien noch 175 Blockholzkirchen aufgezählt und hierzu noch nachweislich vorhanden gewesene, aber abgebrochene 106, sind 1939 nach dem Inventar der Kunstdenkmäler z.B. im Kreise Gleiwitz von den 20 des Jahres 1904 nur noch 14 und im Kreis Namslau von 8 nur noch 5 vorhanden (Bild - 1- Schrotholzkirche in Belmsdorf).

Ihre Zahl nahm also allein in unserer Generationszeit schnell ab. Wieviel heute noch vorhanden sind, ist unbekannt.

Wie in den Städten hat auch die Landbevölkerung nach Zerstörungen jedes Krieges, rascher fast noch als in heutiger Zeit, mit gesteigerter Kraft am Wiederaufbau ihrer Siedlungen und Gotteshäuser



gearbeitet. Wo die umgebenden Wälder das Baumaterial lieferten, war der Zimmermann der örtliche Baumeister. Er beilte die Stämme zu Vierkantbalken und errichtete mit ihnen in horizontaler Schichtung die Wände. An den Ecken der Wände greifen die auf halbe Stärke versetzten Balken übereinander, oder sie sind auf verfeinert schwalbenschwanzförmig verzahnt. Diese Bauweise war im Gegensatz zum schwäbischen Ständerbau oder dem ostslawischen Flechtwerk- und Lehm- bau die seit ältester Zeit in den deutschen Mittelgebirgen bis nach Polen die Karpaten entlang übliche Bauweise. Sie war nach Carl Schäfer bereits die vorherrschende Bauweise der Kelten. Was unsere Vorfahren hier zu leisten imstande waren, sollen uns die überkommenen Bauwerke zeigen.

Im Zeitalter der Besiedlung Schlesiens setzte auch die Spezialisierung der Handwerker und Gewerbe ein, nachdem in den vorangegangenen Generationen der einzelne Mensch alle lebensnotwendigen Dinge, Bau,

Kleidung und Geräte sich selbst hergestellt hatte, wie es bei primitiven Völkern noch heute üblich ist. Der Einzelne betreibt sein Gewerbe nun nicht mehr zu seinem ausschließlich persönlichen, sondern zu der Allgemeinheit Nutzen. Er erlangte auf seinem erwählten Spezialgebiet außergewöhnliche Fertigkeiten, die er mit allen Mitteln zu steigern suchte, die ihn aber auch zu höchsten künstlerischen Leistungen befähigten und Deutschland im ausgehenden Mittelalter seine hohe künstlerische Kulturstufe erreichen ließ. Welcher Anteil an dieser Entwicklung dem schlichten Volk unserer Heimat zukommt, bezeugen die uns noch bekannten Holzkirchen und deren Ausstattung.

Auf der höchsten Stelle des Dorfes, oft von Linden beschattet, also herausgehoben aus der Umwelt ihrer Wohnhäuser, Ställe und Scheunen, errichtete die Bevölkerung ihr Gotteshaus. Alles handwerkliche Können, ihre gesamt schöpferische Kraft setzten diese Generationen daran, Gott zu ehren. Wenn auch die einzelnen Kirchbauten unterschiedlichen Charakter zeigen, ist ihnen doch eine Grundform gemeinsam. Die Gemeinden waren klein, für das Langhaus ihrer Kirche genügte ein quadratischer Raum von acht bis neun Meter und ein gleichlanger eingezogener Chor mit gradem Abschluss, wie er den Zisterzienser Bauten eigen war, vielfach ist aber auch ein drei Achtel Chorabschluss zu finden, das heißt, der Chor wurde mit drei Seiten eines Achtecks abgeschlossen. Das hohe Schindeldach, die zum Schutz der Blockwände vorgesehene Flugdächer, die rings umlaufenden Umgänge sind von einem künstlerischen Reiz, dem wir uns nicht entziehen können. Glockentürme wurden meist erst nachträglich angefügt, oft auch nach frühester Sitte frei neben das Gotteshaus gestellt.

Aber nicht nur der äußere Bau genügte dem frommen Schöpferdrang der Gemeinde; das Bemühen um die Ausstattung der Kirche tritt uns rein und ungekünstelt in den Altären, Bildwerken, Malereien, Kult- und Gebrauchsgeräten entgegen. Wenn uns auch von dem allem am Ort selbst nur noch wenig überkommen ist, so blieb doch die große Zahl von Altären, Bildwerken und kirchlichen Gegenständen in den Museen erhalten, wohin sie eine vorsorgende Denkmalspflege überführt und damit sichergestellt hatte. Bedenkt man, dass das so über die Stürme der Jahrhunderte gerettete Kulturgut nur ein Rest ehemaligen Schaffens ist, dann kann man sich eine Vorstellung von der Höhe jenes Allgemeinkultur bilden, an der auch unsere schlichte Landbevölkerung wesentlichen Anteil hatte. Das Bild des Taufbeckens der inzwischen abgebrochenen Kirche in Städtel bei Karlsruhe OS. – noch am ursprünglichen Aufstellungsort aufgenommen – möge als Beispiel dienen (Bild 2 – Taufbecken der Kirche in Städtel).



Die größte Zahl an Schrotholzkirchen ist uns in den östlichen und südlichen Teilen Oberschlesiens erhalten geblieben, in den Kreisen Kreuzburg und Rosenberg, Gleiwitz und Ratibor, Rybnik und Pleß. Als eine der besonders reizvollen Kirchbauten sei die etwa um das Jahr 1575 errichtete Pfarrkirche in Nieder Pohlem Kreis Rybnik gezeigt (Bild 3 – Pfarrkirche in Nieder



im Gegensatz zu ihr turmlose Kirche in Niebotschau Kreis Ratibor (Bild 4 – Kirche Niebotschau), vermutlich aus dem 17. Jahrhundert, besitzt dagegen ein auf Konsolen weit ausladendes Umlaufdach und zwei Dachreiter, einen auf dem Langhaus und einen auf dem Chor.

Pohlem). Mit ihrem steilen Dach ist sie von eindringlicher Wirkung. Sie hat einen dreiachtel Chorabschluss, ihre Langhauswände wurden in späterer Zeit zum Schutze mit Brettern verkleidet. Das quadratische Glockengeschoss des Turms erhielt eine achteckige Spitze. Die



Die Baumeister unserer Tage erstreben, ihre Bauten in größerem Umfang als bisher mit „Fertigbauteilen“ zu errichten; das sind „vorfabrizierte“ Teile, die unter Zugrundelegung bestimmter Normen einen schnelleren Aufbau möglich machen. Auch unsere Voreltern haben, wenn auch nicht mit wissenschaftlichen Methoden, so doch mit sicherem Gefühl, Maß und Ordnung gekannt. Grundrissformen, Fenster- und

Türöffnungen, Dachneigungen usw. hatten zum Beispiel in allen guten Bauperioden und in allen deutschen Landschaften gleiche Grundformen. Unsere oberschlesischen Holzbaumeister haben nun sogar „Fertigbauteile“, die ein Zerlegen und anderweitige Wiederverwendung des Baukörpers zulassen, vorweggenommen. So konnten alte Holzkirchen von ihren ursprünglichen Standorten, wo sie gefährdet waren, zur Erhaltung an andere Orte überführt werden. Beispielsweise wurde anlässlich der Jahrhundertfeier 1913 die ehemalige Pfarrkirche St. Johannis Nepomuceni, die etwa aus dem späten 16. Jahrhundert stammte, von Heydebreck (Kandrzin) durch den Verfasser nach Breslau in den Scheitniger Park überführt. Vorher hatte Burgemeister schon sechs überführte Holzkirchen gezählt.

Ebenso wurde 1925 die schöne Kirche aus Föhrendorf (Zembowitz) Kreis Rosenberg auf den Hauptfriedhof von Gleiwitz versetzt. Bei ihr sind besonders auffallend die barocken Turmhauben, bei denen die Phantasie des Erbauers dem ungewöhnlich hohen Dachreite mehr als dem Glockenturm zugute kam. Auch die Holzkirche in Klausberg (Mikulschütz) wurde versetzt, und zwar nach Beuthen.

Da in Muldenau (Ponischowitz) bei Gleiwitz angeblich bereits im Jahre 1175 eine Kirche vorhanden gewesen sein soll, eine Pfarrkirche außerdem urkundlich auch im Jahr 1376 erwähnt wird, ist die Vermutung berechtigt, dass der auf uns überkommene malerische Bau der dortigen Pfarrkirche St. Johannis des Täufers, deren Langhausdecke von zwei Stützen getragen wird, die älteste und bekannte Holzkirche sein wird.

Eine besondere Rolle unter den Schrotholzkirchen spielen die Wallfahrtskirchen. Sie sind nicht nur von

größeren Ausmaßen, auch ihre Umgänge haben ein größeres Fassungsvermögen, kamen doch an besonderen Festtagen viele Gläubige hier zusammen, für die Raum und Witterungsschutz geschaffen werden musste. Zu ihnen gehört die Kirche „zum Heiligen Kreuz“ auf der Anhöhe in Groß Peterwitz Kreis Ratibor. Sie ist freilich nur ein kleines Gotteshaus, und der Priester musste von einer an der Südseite stehenden Kanzel zu den im Freien lagernden Gläubigen sprechen, die hierher gepilgert waren. Wegen ihrer idyllischen Lage und der ich eigenen romanischen Stimmung erfreute sich trotzdem gerade dieses Kirchlein besonderer Wertschätzung.

Die größte aller Wallfahrtskirchen ist die der heiligen Anna geweihte bei Rosenberg (Bild 5- Anna-Kirche).



Bild 5

Der älteste Teil, von Augustinermönchen errichtet, hat bei einer Breite von rund 7,5 Metern sogar eine Langhauslänge von mehr als 16 Metern, zu der noch ein

rund 7 Meter langer eingezogener Chor hinzukommt. Als hier bereits im 16. Jahrhundert eine stattliche Blockholzkirche. Und doch genügte sie nicht der großen Zahl der Wallfahrer. Bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erfuhr sie eine bedeutende Erweiterung in einer ungewöhnlichen Form. Südlich der alten Kirche wurde nämlich ein sechsseitiger Zentralbau mit einem Durchmesser von mehr als sechs Metern errichtet, dessen eine Seite durch einen zwölf Meter langen Bau mit dem alten Gotteshaus verbunden wurde und dessen fünf andere Seiten einen Kranz von Kapellen erhielten, die ebenso wie der Zentralbau gewölbte Decken bekamen. Rund um den Zentralbau aber läuft außerdem eine auf Stützen ruhende, von einer der Seitenkapellen zugängliche Galerie. Der von einem Gleiwitzer Handwerksmeister errichtete Bau mit seinen verzierten Holzstützen und Galeriebrüstungen zeugt für die schöpferische Phantasie seines Erbauers. Da nunmehr auch die alte Sakristei nicht mehr genügte, wurde an ihrer Stelle eine größere, zweistöckige, mit dreiseitig abgewalmtem Dach dem alten Bau angefügt.

Kleiner, aber nicht weniger phantasievoll ist die auf baumbestandener Anhöhe errichtete Wallfahrtskirche St. Rochus bei Rosenberg. Auch sie, mit eingezogenem Chor und ringsum laufendem Umgang, der auf der Nordseite sogar zweigeschossig ist, besitzt wie St. Anna keinen Glockenturm. Beide mussten mit Dachreitern vorlieb nehmen, wobei aber St. Anna außer dem kleinen Langhausdachreiter noch den hohen geböschten westlichen mit einer Barockhaube erhielt.

Der eigenständige, schöpferische Reichtum, der unsere oberschlesischen Schrotholzkirchen auszeichnete und sie uns liebgewinnen ließ, ist dieser Landschaft eigen; wir finden ihn nicht mehr in den übrigen

deutschen Gebieten, nicht auch in den nordischen, germanischen Ländern, wie uns das Beispiel der Romantikzeit und ihrer Nachahmung einer norwegischen Stabkirche zeigt, die Kirche Wang im Riesengebirge (Bild 6 – Kirche Wang).



Bild 6

aus: Schlesischer Heimatkalender 1964 von Dr. Karl Hausdorff

Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 480

**Redaktionsschluß: 20. November 2020
Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an**

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de – Schrift-
führer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis:

Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.

Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 13.08.2020 für den letzten Veranlagungszeitraum 2017 bis 2019 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer und nach § 3 Nr. 6 des Gewerbesteuergesetzes von der

Gewerbesteuer befreit.

Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.